

Kurt J. Jaeger

Und immer lockt das Wild

Heitere Jagdgeschichten



rosenheimer

Kurt J. Jaeger

*Und immer lockt
das Wild*

Heitere Jagdgeschichten



rosenheimer

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Rosenheimer Verlagshaus erschienenen Originalausgabe 2013

© 2015 Rosenheimer Verlagshaus GmbH & Co. KG, Rosenheim
www.rosenheimer.com

Lektorat: Iris Erber, Aistersheim
Satz: Satzpunkt Ursula Ewert GmbH, Bayreuth
Titelfoto: © pascalimhof.com – fotolia.com
Illustrationen Innenteil: Karin Widmer, Wabern

eISBN 978-3-475-54398-2 (epub)

Worum geht es im Buch?

Kurt J. Jaeger

Und immer lockt das Wild

Als langjähriger Revierpächter und Jagdaufseher hat Kurt J. Jaeger viel erlebt in Wald und Wiese. Er erzählt humorvoll von den Tücken des Jägerlebens sowie von lustigen Erlebnissen aus seinem Bekanntenkreis. Ein Geißbock irrt durch die Wälder, vertreibt das Wild und sorgt sogar nach seinem Abschuss für Aufregung. Empörung geht durch eine ländliche Gemeinde, als ein Gast ihren Steinbock erlegt. Besserwisserische Jagdgäste und Leichtsinn unter den Kollegen führen zu kleinen und größeren Pannen. Ebenso erfährt man von den Folgen des Abschusses eines Steinadlers. Kurt J. Jaegers Geschichten sind voller Frohsinn und Witz und vermitteln dennoch die Ernsthaftigkeit der Jagd.

Inhalt

Anerkennung

Vorwort

Der Jäger Albert

Der Satansbock

Der Adler vom Ried

Der Goppensteiner

S. D. Prinz Hans von und zu Liechtenstein

Die Fuchsjagd

Der Grenzbock

Die Wilddiebe

Der Hochstandbau

Die berühmten Wetten vom Pirschwald

Die Pächterversammlung

Die Verschwörung

Der Jägerschlag

Die Murreljagd

Das perfekte Team

Die Hirschjäger vom Riet

Der Jagdgast und die Geister

Anerkennung

Die folgenden Jagdgeschichten sind zum Teil Erinnerungen aus der Tätigkeit des Autors als Pächter und auch als Jagdaufseher von Tal- und Bergrevieren in Liechtenstein. Die Jahre jugendlichen Übermutes sowie die am offenen Feuer und bei geselligem Aser geschweißten Freundschaften zwischen Jägern taten ein Übriges, um hin und wieder bewusst Situationen zu kreieren, die für Lachsalven sorgten. Schadenfreude ist eine der ältesten Freuden, und so wurden auf der Jagd nicht selten auch Konstellationen geplant, die darauf hinausliefen, den einen oder anderen Waidgenossen in eine eher harmlose Falle tappen zu lassen.

Dem Leser wird auffallen, dass in gewissen Revieren der Frohsinn auf der Jagd regelrecht gepflegt wurde. Das Berufsleben war hart genug, da musste nicht auch noch die Jagd zur stressigen Tätigkeit ausarten. Einzelne Pächter neigten daher dazu, das Waidwerk nicht nur mit tödlichem Ernst zu führen, sondern diese Tätigkeit mit Humor etwas aufzulockern. Nicht zuletzt spielte dabei auch die Situationskomik eine große Rolle. Sie brannte sich für Jahre im Gedächtnis der Beteiligten ein, sorgte im Revier immer wieder für ausgelassene Heiterkeit und für ausgiebige Gelage in den von den Jägern besuchten Gasthäusern. Aufgrund der Tatsache, dass viele Zeitzeugen inzwischen verstorben sind, wurden ein paar Geschichten in diesem Buch so gut wie möglich rekonstruiert.

An dieser Stelle möchte ich den Jagdaufsehern J. Gassner und G. Schurti, einigen Jagdpächtern der Liechtensteiner Jägerschaft sowie dem Landesarchiv in Vaduz für ihre Unterstützung bei der Zusammenstellung einiger skurriler Geschichten herzlich danken. Ohne ihre Hilfe wäre diese Sammlung von Anekdoten über die Jagerei in Liechtenstein nicht zustande gekommen.

Vorwort

Die Jagd in Liechtenstein wurde im Verlauf der letzten zwei Jahrhunderte zum größten Teil stets der Zeit entsprechend von den Herren des Landes ausgeübt. Im Jahre 1792 wurde von der Hochfürstlichen Liechtensteinischen Oberamtskanzlei die Satzung herausgegeben, dass eine im Lande tätige Jäger- und Waidmannsgesellschaft einen Vorstand und einen »Sekretarius« zu wählen habe. Auch damals galten für Übertretungen der Anordnungen strenge Strafen, die bis zu einer Höhe von »einem Pfund Pfennig« gingen. Bei nichtigeren Vergehen wurde dem Sünder »mit dem Waidmesser eines hinauf gemessen«.

Gesetzliche Vorschriften gab es aber erst viel später. Unter Fürst Alois wurde im Jahre 1843 lediglich eine Polizeiverordnung eingeführt, die sich auf das Schießen, Fangen und Ausnisten von Singvögeln belief und dabei auch eine zeitliche Beschränkung für den Verkauf von gefangenen Junghasen erwähnte. Erst im Jahre 1849 wurde die Jagd in Liechtenstein zum Landesregal erhoben. Die Vergabe einer Jagdpacht war dabei jedoch lediglich für Niederwild vorgesehen. Rot-, Gams- und Rehwild waren ausdrücklich davon ausgeschlossen. Mit dem Jagdgesetz von 1921 wurde schließlich das ganze Staatsgebiet in Jagdbezirke, sogenannte Reviere eingeteilt, die von der Regierung in einer öffentlichen Versteigerung auf fünf bis zehn Jahre verpachtet wurden.

Dass die Reviere zu Beginn zum Großteil von finanzstarken Pächtern aus dem benachbarten Ausland übernommen wurden, versteht sich in Anbetracht der zu der Zeit eher knapp bemessenen Mittel der liechtensteinischen Mitbieter von selbst. Nichtsdestotrotz brachte man bei der Neuverpachtung im Jahre 1956 in zum Teil heftigen Debatten eine Bevorzugung liechtensteinischer Pächter sowie eine Mindest- und Höchstzahl an Pächtern pro Revier ein. Die Spannungen ebten danach

wieder ab, und es kehrte die nötige Ruhe in das Jagdgeschehen im Lande ein.

Nebst dem ernsthaften Jagdbetrieb ist seit jenen Tagen in den Liechtensteiner Berg- und auch Talrevieren öfters auch etwas Spaßiges beim Waidwerk passiert. Gar kuriose Begebenheiten wurden zum Teil auch gerne im übertriebenen Jägerlatein an den Stammtischen des Landes weitererzählt. Geschichten, die bei den Betroffenen oft rote Köpfe und bei den gespannt lauschenden Zuhörern so manch heimliches Schmunzeln hervorlockte. Heitere Ereignisse, die oft dem Zufall zuzuschreiben waren, aber manchmal auch bewusst den Köpfen einiger Spaßvögel entsprangen. Auch ein gewichtiges Mitglied des Fürstenhauses trug dabei nicht unwesentlich zu humorvollen und unvergesslichen Episoden bei der Jagd im Lande selbst, aber auch im Ausland, bei. Und da die Jagd außer dem Ansitz, der Pirsch, dem Abschuss und Verwerten des Wildes auch noch aus gemeinsamen, gemütlichen Stunden in der Jagdhütte oder beim Aser am fackelnden Lagerfeuer bestehen sollte, sind solch scherzhafte Jagdgeschichten es wert, erzählt zu werden.

Es sind Zeitzeugen aus einer Jagdkultur, die nebst hartem Waidwerk auch gemütliches Beisammensein und Humor auf dem Banner trugen. In der heutigen rastlosen Zeit hat der moderne Mensch anscheinend immer weniger das Bedürfnis, sich bei der Jagd innerlich wohlfühlen und den Frohsinn unter Freunden zu pflegen. Neue Gesetze und Verordnungen wie auch die konstante Hetze von fehlgeleiteten sogenannten Freunden der Tiere oder auch sensationsgeilen Medien haben das edle Waidwerk scheinbar immer mehr zu einer Tätigkeit verkommen lassen, die von den der Natur entfremdeten Mitmenschen als grausam und unnötig empfunden wird. Nicht selten scheut sich schon der im grünen Loden gekleidete Jäger, nach dem Waidwerk ein Wirtshaus zu betreten. Verächtliche Blicke oder dumme Bemerkungen vonseiten anwesender Gäste sind nichts Ungewöhnliches.

Es mag vielleicht der Neid oder die Unkenntnis über die Aufgaben und Tätigkeit des Jägers sein, die zu solchen Reaktionen führen. Tatsache ist jedoch, dass heute außer dem Forstamt kaum jemand mehr vom Erlegen des Wildes wissen will. Der moderne Mensch möchte am liebsten sein Wildbret

sauber zerlegt, in Vakuum abgepackt und mit einem Verfalldatum versehen im Supermarkt angepriesen sehen. Es fragt sich, ob nicht in absehbarer Zeit bald nur noch ein kleiner Teil der städtischen Bevölkerung wissen wird, wie dieses gesunde Nahrungsmittel überhaupt auf den Tisch kommt.

Die Aussichten für das ursprüngliche, vom Jäger gerne ausgeübte Waidwerk im Lande scheinen so trüb wie die von Regen begleitete Warmfront, die über die Berge vom Westen in die Täler kriecht. Bald einmal und in nicht allzu weiter Ferne könnte damit auch der zum Waidwerk gehörig gepflegte Witz und Humor unter den verbliebenen Jägern im Lande der Vergangenheit angehören.

Der Jäger Albert

Ganz im Süden des Landes und teilweise angrenzend an schweizerisches Hoheitsgebiet liegt versteckt ein von steilen Hängen und Felsen eingeschlossenes Hochtal. Den Ausgang dieses Hochtales bildet die enge Schlucht der Lawena, ein sich über Jahrtausende tief in die Bergflanke einfressender Wildbach, dessen gespenstische Wildheit die nötige Nahrung für allerhand schaurige Sagen darstellt. Noch heute glauben die Älteren im Lande, dass in der finsternen, vom Mahlen und Brausen der wilden Wasser ausgeschlagenen Felsenschlucht die Seelen der für Hexenverbrennungen im Mittelalter verantwortlichen Verleumder im Lande verflucht sind, bis zum Jüngsten Gericht dort ihr Dasein zu fristen.

In früheren Zeiten war es für Vieh und Senn ein mühseliger Gang auf schmalen Pfaden, um die Hochalpe Lawena zu erreichen, denn kein Steg führte damals durch diese grausige Schlucht in die Höhe. Erst nachdem um die Jahrhundertwende und vor dem Ersten Weltkrieg mithilfe italienischer Spezialisten für Straßenbau in mühseliger Arbeit ein Fahrweg durch die Schlucht gesprengt worden war, entstand schließlich ein direkter Zugang zur Lawena-Alp. In der Folge konnte nun auch die in der Lawena vergebene Revierjagd bequem vom Tal aus erreicht und das im dortigen Gebiet erlegte Wild fortan mittels Karren zu Tale befördert werden. Später nutzte man Motorfahrzeuge, um den Höhenunterschied von rund tausend Metern vom Tal bis zur Hochalpe zu überwinden.

Als einer der damaligen Revierinhaber im Jahre 1958 mit seinem Geländewagen auf der schmalen Straße die Kontrolle über das Fahrzeug verlor und um ein Haar in die tiefe Lawena-Schlucht abgestürzt wäre, ergriff ihn das Grausen und die Angst. Seinem Schutzengel dankend, entschied er sich unverzüglich, die Pacht in diesem gefährlichen Bergrevier

abzutreten. Als neuer Pächter übernahm nun der Industrielle Martin vom Unterland die Jagd.

Zu dieser Zeit ergab es sich, dass der Triesner Zimmermann Albert Schurti durch einen schlimmen Arbeitsunfall gezwungen war, nach einer anderen Tätigkeit Ausschau zu halten. Glücklicherweise bot ihm nun der neue Pächter an, die Stelle als Jagdaufseher im steilen Gebirgstal zu übernehmen. Albert packte die Gelegenheit beim Schopf und trauerte danach keinen Tag mehr seinem alten Beruf nach. Er hatte die Aufgabe seines Lebens gefunden. Fortan nutzte er die kurvenreiche und steile Lawena-Straße fleißig, indem er in den schneefreien Monaten mit seinem BSA-Motorrad mit Seitenwagen die tausend Meter Höhenunterschied von seinem Haus bis zur Jagdhütte auf der Hochalp bewältigte.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis der Jäger Albert, wie man ihn nun landläufig nannte, auf die Idee kam, sein englisches Motorrad auch als Transportgerät für das erlegte Wildbret zu verwenden. Öfters konnte man nun kapitale Gämsen oder Rehböcke als Insassen seines Seitenwagens beobachten, wenn er nach der Jagd noch schnell im vertrauten Landgasthof Linde zu Triesen einen Halt einlegte, um sich etwas gegen seinen fürchterlichen Durst zu genehmigen. Nicht selten aber dekorierten auch gewichtige Vertreter des alpinen Rotwildes das arg strapazierte Motorradgespann. In solchen Fällen wurde manchmal beträchtlich über den Durst getrunken, um auf das Waidmannsheil der Jäger in der Lawena anzustoßen. Zwischenzeitlich erstarrte dann auf dem Seitenwagen vor der Linde nicht selten der stets von einer wachsenden Schar von Jagdgenossen und Dorfbewohnern begutachtete Hirsch zu bocksteifem Wildbret.

Der Seitenwagen diente aber auch dem Jagdherrn Martin selbst, wenn dieser jeweils spät nach der Jagd vom Jäger Albert nach Hause gefahren werden musste. Dass die beiden es dabei vorzogen, geschmückt mit dem Schützenbruch auf dem Hut und für alle gut hör- und sichtbar, fröhlich durch den Hauptort Vaduz zu fahren, funktionierte eine Zeit lang ganz gut, wenigstens bis zu dem Tag, an dem die Gattin des Fabrikanten davon zu hören bekam. Ihr Argument, dass ein Direktor einer großen Firma nicht in einem alten, klapprigen Seitenwagen durch das Land gefahren werden

dürfe, veranlasste den Jagdherrn schließlich, für seinen Jagdaufseher einen Land Rover anzuschaffen.

Als vollamtlicher Jagdaufseher im Alpengebiet machte der Jäger Albert nicht nur seinem Berufsstand alle Ehre, er war auch weit herum bekannt als humorvoller Mensch, der es verstand, seinen Schalk an den Mann zu bringen. In solchen Stunden lief Albert zur Hochform auf. Die Treffsicherheit, mit der er seine trockenen Sprüche humorvoll platzierte, wurde von den Gästen am Stammtisch der Linde sehr geschätzt. Schließlich waren es nicht selten auch scharfzüngige Anspielungen auf weniger beliebte Politiker im Lande, die dabei ihr Fett abbekamen. Als Fabrikbesitzer hatte der Jagdherr aber öfters auch Kunden aus dem Ausland zu Besuch. Darunter waren auch solche, die jede Gelegenheit nutzten, einen als Dank angebotenen Pirschgang im Revier Lawena in die Tat umzusetzen. Dazu wurde natürlich der Jäger Albert als Berg- und Pirschführer für den Gast aufgeboten. In den steilen Felsgebieten war nämlich die Jagd nicht ungefährlich und eine kundige Führung daher unerlässlich. Und sollte einmal ein Jagdgast das Glück haben, einen Abschuss zu tätigen, so brauchte er auch die nötige Hilfe, um das Wildbret zu bergen und sicher zu Tal zu bringen.

So kam es, dass ihm eines Tages ein etwas kauziger Eidgenosse vorgestellt wurde, der als guter und langjähriger Kunde beim Jagdherrn ein gewisses Ansehen genoss. Als Dank für dessen Einkäufe und weil dem Fabrikanten bekannt war, dass dieser Kunde in seinem Heimatkanton schon auf Rotwild gejagt hatte, anerbote er ihm den Abschuss eines guten Hirsches in seinem Revier. Der Jäger Albert packte also seine sieben Sachen und den Schweizer in seinen Land Rover und tuckerte mit ihm die steile Straße durch die Lawena-Schlucht hoch zu der auf etwa 1500 Metern gelegenen Jagdhütte. Albert wusste von einem guten Platz im Hochwald, wo ein kapitaler Hirsch seine Fährte zog und wo auch ein brauchbarer Hochsitz stand, von dem aus der Eidgenosse einen sicheren Tellschuss anbringen konnte.

Also schulterte er seinen Rucksack und das Gewehr des Gastes und begann langsam den Aufstieg. Der Schweizer stolperte schwer atmend und innerlich fluchend hinterher. Um zum Hochstand zu gelangen, mussten sie

notgedrungen einen Bachlauf überqueren. Der Jäger Albert sprang von einem Stein zum andern, zeigte dem Gast, wie man so etwas macht, und jener eiferte zaghaft nach. Aber anscheinend war dies zu viel verlangt, denn plötzlich verlor dieser, wild in der Luft umherfuchtelnd, das Gleichgewicht und fiel taumelnd ins kalte Wasser. Das anschließende Gejammer des Schweizers über den Mangel an gut ausgebauten Pirschpfaden und Brücken berührte Albert nicht besonders. »Das wird deine hochgestellte Nase etwas hinunterziehen«, dachte er befriedigt über das Missgeschick des Jagdgastes. Er tröstete den klagenden Gast damit, dass es zum Hochstand nun nicht mehr weit wäre. Dem war denn auch so. Kurz darauf standen sie nämlich vor der grob gezimmerten Leiter. Oben angelangt, platzierte Albert den Jagdgast gleich in eine Ecke, wo dieser einen sicheren Halt für die Büchse finden konnte. Dann hieß es nur noch warten.

Inzwischen war die Sonne schon hinter dem Bergkamm der Mittagsspitze versunken, und das Tageslicht schwand langsam, aber stetig. Etwas entfernt sah Albert eine Rehgeiß mit Kitz in die offene Grasfläche austreten. Er richtete sein Glas aber immer wieder auf den ihm bekannten Wechsel, hoffte dabei sehnlichst auf den Hirsch, den er schon öfters ausgemacht und sicher angesprochen hatte. Schließlich musste er dem Jagdgast, der den hiesigen Dialekt als verbales Kommunikationsmittel verschmähte, nicht nur unterhalten, sondern auch eine optimale Jagd bieten. So viel war er dem Jagdherrn schuldig.

Mittlerweile hatte sich der Schweizer in seiner Ecke eingerichtet und bestaunte die im letzten Licht erstrahlenden Bergspitzen auf der anderen Seite des tief unter ihnen liegenden Rheintales. Der sanfte Stoß von Alberts Ellenbogen in seine Seite kam völlig unerwartet. Überrascht drehte er sich um und sah, wie sein Pirschführer den Zeigefinger auf die Lippen drückte und mit dem Kinn nach rechts deutete. Er hatte verstanden, drehte seinen Kopf zurück, blickte in die angegebene Richtung und erstarrte. Keine achtzig Meter entfernt stand, wie eine Statue, ein kapitaler Rothirsch. Der Jäger Albert war erleichtert. Das war ein guter Hirsch, er passte genau. Noch war gutes Schusslicht, um einen sicheren Schuss anzubringen, dachte er. Und so gab er dem Gastjäger mit leuchtenden Augen das Zeichen, sich vorsichtig mit seiner Büchse zu befassen.

Es brauchte eine Weile, und Albert hatte schon Angst, dass der stolze Recke die Bewegungen des Gastes bemerken und sich verdrücken würde. Doch dann schien der Schweizer das Ziel erfasst zu haben. Der Schussknall donnerte über die Hochalp, rollte als vielfaches Echo von den Felswänden und verlor sich ins Tal hinaus. Der Jäger Albert aber hatte deutlich das Zusammenrucken des Hirsches gesehen, dessen Flucht den Hang hinab verfolgt und beobachtet, wie dieser offensichtlich verletzt im angrenzenden Unterholz verschwand.

»Getroffen! Jetzt rauchen wir erst einmal eine Zigarette. Der Hirsch geht jetzt nämlich ins Wundbett, und dort wird er dann verenden«, wies der Jäger Albert seinen Gast an. Dieser aber hatte ganz andere Ideen. Hoch erfreut über den gelungenen Abschuss eines kapitalen Alpenhirsches, packte er seine Sachen zusammen und eröffnete dem Jagdaufseher stolz, dass man bei ihm zuhause nach einem Schuss nicht lange wartet, sondern sofort den Hirsch holt. Schließlich hätte er das Wild mit einem perfekt platzierten Schuss ins Jenseits befördert. Der Jäger Albert war sich da aber nicht so sicher. Mit einem guten Treffer wäre der Hirsch bestimmt kurz nach dem Anschuss zusammengebrochen. Er hielt sich jedoch mit einer entsprechenden Bemerkung zurück. Seine Sorge war jetzt die Nachsuche bei einfallender Nacht.

»Wissen Sie, ich kenne mich bei der Jagd auf Rotwild bestens aus. Wir warten keinesfalls, sondern gehen jetzt gleich los und holen uns den Hirsch!« gab der Eidgenosse im Befehlstone zu verstehen. Albert protestierte lauthals, aber der Jagdgast wollte nichts davon wissen. Sein Entschluss war gefasst, denn seiner Ansicht nach war dieser ungehobelte Jagdbegleiter nur zum Aufbrechen und Versorgen des Hirsches zu gebrauchen. Es half alles nichts. Der Schweizer Gast warf alle Warnungen seines Pirschführers in den Wind und drängte nun energisch, mit der Nachsuche zu beginnen. Zerknirscht gab der Jäger Albert schließlich nach. Er ging erst einmal zum Anschuss, um sich über eventuelle Schusszeichen zu informieren. Dort fand er denn auch gleich etwas dunklen Schweiß und Schnitthaare, die möglicherweise auf einen tiefen Blattschuss hindeuteten. Der Gast aber hielt nicht viel von einer langweiligen Theorie über Schweißfärbung und Schusszeichen. Im Gegenteil, er beeilte sich jetzt, die Stelle zu finden, an

der seiner Ansicht nach der Hirsch mit letzter Kraft ins Unterholz eingewechselt war.

Der Jäger Albert eilte ihm hinterher, wollte ihn aufhalten, aber es war zu spät. Der Gastjäger drückte bereits lärmend durch die ersten Erlenstauden, als Albert deutlich das laute Rumpeln von wegbrechendem Wild vernahm. »Aus! Es ist passiert. Dieser Idiot hat es tatsächlich fertiggebracht, den Hirsch aus dem Wundbett aufzumüden«, dachte er, sich genervt an den Kopf greifend. Am liebsten hätte er dem Gast an Ort und Stelle gehörig den Kopf gewaschen, ihn zur Schnecke gemacht, aber er dachte an die Worte, die er dabei verwenden würde. Sie wären dem Schweizer wohl kaum geläufig und würden somit nichts bewirken. Und so ließ er es sein und nahm die Verfolgung auf, denn er wusste, die Dunkelheit würde in weniger als einer halben Stunde über das enge Gebirgstal hereinbrechen. Kaum waren sie ein paar Dutzend Schritte in den Hochwald eingedrungen, stießen sie auch schon auf das verlassene Wundbett. Albert besah sich kurz die Schweißlache, ahnte Schlimmes und folgte, so schnell es die Sicht auf Trittsiegel und Schweißspritzer auf dem Waldboden zuließen, der Fährte bergab, der Reihe von Wasserfällen entgegen, die der Lawena-Wildbach in Tausenden von Jahren in das Gestein geschnitten hatte. Hier verlor sich die Fährte plötzlich. Kein Schweiß, keine Fährte, nichts. Wo war der Hirsch geblieben? Vielleicht ins tiefe Tobel abgestürzt? Der Jäger Albert wusste keinen Rat. Die Nacht legte sich langsam über das Gelände und er dachte nur noch daran, seinen Gast im Dunkeln sicher zur Jagdhütte zurückzubringen. Morgen würde er in aller Früh die Nachsuche erneut aufnehmen und die Jagd hoffentlich doch noch zu einem guten Abschluss bringen. Doch auch der Tag danach brachte keine neuen Erkenntnisse. Der Hirsch, oder was von ihm noch übrig war, blieb verschwunden.

Noch tagelang suchte Albert ohne Erfolg. Schließlich gab er es auf und meldete es dem Jagdherrn. Dieser nahm die Sache zwar ernst, aber nicht so tragisch wie sein Jagdaufseher Albert. Schließlich gab es noch mehr gute Hirsche und auch anderes Wild in seinem Revier, und nächstes Jahr konnte er seinem wichtigen Kunden eine Wiederholung der Jagd anbieten.

So kam es, dass der Schweizer im Jahr darauf erneut zur Jagd auf einen kapitalen Hirsch antrat. Der Jäger Albert aber hatte die Sache mit dem

verluderten Hirsch nicht so leicht verdaut. Er schwor sich insgeheim, am waidmännisch unehrenhaften Eidgenossen Rache zu nehmen. Und so richtete er es ein, dass er beim Pirschgang den besagten Wildbach mehrmals überqueren musste. Dabei passierte dem Jagdgast jedes Mal das Missgeschick, dass er entweder knietief ins kalte Wasser abrutschte oder zumindest einen Schuh voll davon herauszog. Albert aber hüpfte das Herz vor Schadenfreude, und er plante danach die Pirsch mit kalter Berechnung, sodass dem Gast mit Sicherheit kein passender Abschuss gelingen konnte. Der zog danach verdrießlich wieder ab und reiste am nächsten Tag zurück in die benachbarte Schweiz.

Dies wiederholte sich sieben Jahre lang mit dem gleichen Resultat. Der schweizerische Gast kam, stolperte über das Gelände, fiel in den Bach, lud wahrscheinlich auch immer wieder die gleiche Patrone in den Lauf und reiste nach erfolgloser Pirsch wieder ab. Im achten Jahr hingegen entschied er sich plötzlich, den einen Tag, den er für die Jagd in der Lawena reserviert hatte, auf der Jagdhütte zu verbringen und auf den gefährlichen wie erfolglosen Pirschgang zu verzichten. Dies war dem Jäger Albert nur recht. Er feuerte also den Holzofen an, kredenzte dem Gast seinen obligaten Walliser Pinot Noir und legte zum Aser luftgetrockneten Speck, Brot und Käse auf den Tisch. Nach einer Weile entwickelte sich ein holpriges Gespräch, und der Jagdgast meinte etwas skeptisch:

»Wissen Sie, Albert, ich glaube es hat gar keinen Sinn, mit Ihnen dieses Jahr nochmals jagen zu gehen. Wir werden bestimmt wieder kein schussbares Wild antreffen.«

Der Jagdaufseher ahnte, was ihm der gekränkte Eidgenosse durch die Blume sagen wollte. Sehr wahrscheinlich hatte er endlich erkannt, dass er an der Nase herumgeführt wurde. Albert schob sich langsam eine Zigarette zwischen die Lippen, zündete sie umständlich mit einer Kerzenflamme an und meinte dann, ohne das Gesicht zu verziehen, in seiner eigenen, trockenen Art:

»Das hätte ich Ihnen eigentlich schon vor sieben Jahren sagen können!«

Der Jäger Albert hatte auch die Gabe, die Gäste oder auch Pächter im Revier mit ihren eigenen Worten zu schlagen. So geschah es, dass an einem Herbsttag nach der Hirschbrunft vom Jagdherrn eine Drückjagd angesagt wurde, um eine Reduktion von Kahlwild zu erreichen. Die entsprechenden Einladungen gingen raus und Jäger Albert bereitete alles vor, markierte die Standplätze, kaufte Lebensmittel für den Aser am Lagerfeuer ein und organisierte die Treiberwehr. Schließlich war es dann so weit. Gastjäger und Pächter trafen zeitig am Sammelplatz ein. Nach der offiziellen Begrüßung durch den Jagdherrn und der eindringlichen Ermahnung über die bestehenden Sicherheitsvorschriften während des Treibens wurden die Standplätze zugewiesen. Die Treiber marschierten zu der vom Jäger Albert vorgegebenen Startlinie, um zur abgemachten Zeit langsam mit dem Durchdrücken des steilen Bergwaldes zu beginnen.

Unter den anwesenden Pächtern war dieses Mal auch der allseits bekannte Rechtsanwalt Walter, der beim Jagdherrn eine Dauerstellung für juristische Angelegenheiten innehatte und auch sonst auf politischer Ebene sowie bei der Liechtensteiner Jägerschaft bestens bekannt war. Jäger Albert hatte ihm, wie schon Jahre zuvor, einen Platz oberhalb der Rotwildfütterung bei Schärris zugewiesen. Hier saß er nun, seine Lieblingspfeife schmauchend, abwartend auf seinem einbeinigen Jagdstuhl. Den Stamm einer mächtigen Fichte als Rückenlehne benutzend und die geladene Büchse über den Knien, lauschte er gespannt auf Geräusche, die das Herannahen von Rotwild bedeuten würden.

Seine Nerven wurden auf eine harte Probe gestellt, aber dann zuckte er zusammen. Hatte er da nicht gerade etwas knacken gehört? Er spitzte die Ohren, und seine Augen suchten nervös zwischen den Stämmen nach einer verräterischen Bewegung. Da – was war das? Etwas Dunkelbraunes zog, kaum achtzig Meter unter ihm, durch den Bestand. Längst hatte er die Pfeife in der Jackentasche versenkt, die Büchse hochgenommen und fiebernd versucht das Wild anzusprechen. Jetzt! Zwischen einer Baumücke fassten seine Augen das Ziel. »Genau richtig! Ein einzelnes Schmaltier«, fuhr es ihm durch den Kopf. Hastig riss er die Büchse in den Anschlag, fasste mit dem Zielstachel das Schulterblatt und zog den Abzug durch. Im Schussknall sah er noch, wie das Wild in sich zusammenklappte und dann

zwischen den Stämmen den Hang hinunterrutschte. Adrenalin jagte durch seine Adern, ließ sein Herz heftig schlagen, aber er fühlte sich glücklich über den gelungenen Abschuss. Tief atmend repetierte er eine weitere Patrone in das Patronenlager, versuchte seine Nerven und den Puls auf ein normales Niveau zu bringen.

Jetzt hörte er von Weitem das sachte Klopfen der Treiber, dann ein paar Stimmen, die in der Stille weit trugen. »Das Treiben wird in Kürze zu Ende sein«, überlegte er, mit sich und seiner Leistung zufrieden. Doch da, was war das? Fast an der gleichen Stelle schob sich jetzt von links drüben ein einzelnes Stück Rotwild vorsichtig zwischen den schützenden Stämmen hindurch. Der Rechtsanwalt nahm kurz sein Fernglas vor die Augen: ein Schmaltier! Passt! Blitzschnell nahm er die Büchse hoch, und als das Wild einmal kurz verhoffte und sicherte, fuhr er mit dem Zielfernrohr ins Ziel und drückte ab. Im Donnern des Schusses stürmte das Schmaltier nach vorne, knickte zwanzig Meter weiter neben einer Fichte ein und blieb regungslos liegen. Aufgeregt holte er seine Pfeife wieder aus der Tasche, erneuerte zittrig die Glut und genoss kurz danach die scheinbar erholsame Wirkung des Tabaks. Zehn Minuten später vernahm er das Jagdsignal, das ein Ende des Treibens bedeutete.

Mit sich und der Welt zufrieden packte er seine Utensilien zusammen und stampfte nun guten Mutes in Richtung des Sammelplatzes. Dort berichtete er mit nicht geringem Stolz von seinem erfolgreichen Jagderlebnis. Jäger Albert hatte natürlich die Schüsse gehört und gehofft, dass dem Rechtsanwalt möglicherweise ein Abschuss gelungen war. Dass er anscheinend aber sogar, wie er behauptete, zwei Schmaltiere erlegt hatte, war wesentlich mehr, als er erwartet hatte. Kurzerhand entschied er sich, das Wild sofort zu bergen. Zusammen mit dem Rechtsanwalt und zwei Gehilfen machte er sich daher auf, um an Ort und Stelle die blutige Arbeit zu erledigen. Als Albert mit den Gehilfen, vom Rechtsanwalt geführt, am Ort des Geschehens eintraf, stellte er fest, dass hier tatsächlich und entgegen seiner Erwartung nicht weit voneinander zwei Stück weiblichen Rotwildes lagen. In gewohnter Manier ging er auf das erste zu, hob aus Gewohnheit einen Hinterlauf hoch und bückte sich leicht.

Seine Augenbrauen zogen sich zusammen und mit einem schiefen Blick schaute unter der Krempe seines abgetragenen Jagdhutes hervor auf den danebenstehenden, strahlenden Schützen. Er sagte kein Wort, sondern ging gleich zum zweiten Stück Wild. Dort tat er dasselbe. Schließlich streckte er sich zu seiner vollen Größe, und während er immer noch einen Hinterlauf des weiblichen Stücks hochhielt, wandte er sich mit gerötetem Gesicht an den jetzt etwas unsicher dastehenden Rechtsanwalt.

»Waidmannsheil, du Oberflasche! Jetzt hast du tatsächlich den Vogel abgeschossen. Dies hier sind zwei etwas abgekommene und schmale Tiere, aber bestimmt keine zwei Schmaltiere!«

Nervös in seinen Bocksbart stammelnd bückte sich der Anwalt, um sich von der Aussage des Jagdaufsehers zu überzeugen, und tatsächlich, beim Drücken des Gesäuges spritzte fettige Milch heraus. »Führende Tiere«, durchfuhr es ihn heiß. Ungläubig starrte er die längste Zeit auf das leblose Rotwild, unfähig sich eine passende Ausrede zusammenzustellen. Für eine ganze Weile aber hörte man noch den Jäger Albert, als er beim Aufbrechen, wie ein Rohrspatz schimpfend, des Rechtsanwalts unfähiges Ansprechen von Wild an den Pranger stellte.



Der Jäger Albert

Es gäbe über die gelegentlichen schlagfertigen Bemerkungen vom Jäger Albert, wenn er sich über irgendeinen Gast ärgerte oder dessen Gehabe ihm in keiner Weise in die Schuhe passte, sicher noch viel zu berichten. Stets überließ er es auch dem Betroffenen, die Bedeutung seiner spitzigen Bemerkungen richtig auszulegen.

So geschah es denn auch einmal während einer herbstlichen Drückjagd im Hochwald der Alp Münz in den Sechzigerjahren. Der Jagdherr hatte nebst dem im Lande sehr bekannten »Scana Toni« aus Schaan noch ein paar andere Gäste eingeladen, und der Jäger Albert bemühte sich in der Folge, die Jagdorganisation auf die Beine zu stellen. Treiber mussten bemüht und Standplätze vorbereitet werden. Auch die Vorbereitungen für den großen Aser in der Jagdhütte verlangten von ihm einen vielseitigen Einsatz. Schließlich kam der große Tag. Das Wetter zeigte sich mit einem stahlblauen Himmel und einer großartigen Fernsicht. Damit waren die Vorbedingungen für einen prächtigen Jagdtag in den Bergen gegeben. Bei bester Laune und begleitet vom Umtrunk eines hausgebrannten Zielwassers, erwartete am Morgen die Jäger- und die Treiberschar die offizielle Begrüßung des Jagdherrn auf der Alm.

Dieser verschaffte sich denn auch bald die nötige Aufmerksamkeit, und nachdem der Jagdherr schließlich auf die Regeln der Sicherheit verwiesen hatte, gab er das Wort an den Jäger Albert weiter, der die einzelnen Standplätze verteilte und den zeitlichen Ablauf der ersten Drückjagd vorgab. Seiner Ansage gemäß war vorgesehen, den Hochwald von unten gegen den Goraspitz und die felsige Plattawand durchzudrücken. Dort oben auf 1000 Meter über Meer musste das Rotwild einen Zwangswechsel einnehmen, um dann nach rechts über die Münz und Platta auszuweichen. Ein Hochsitz an idealer Stelle in der Münz bot ein ideales Schussfeld gegen die Plattawand und das offene Gelände rechts davon. Wild, das hier durchflüchtete, konnte gut angesprochen und relativ sicher beschossen werden.

Der Jäger Albert hatte schon die Jahre zuvor beobachtet, wie der Scana Toni sich stets bemühte, diesen bevorzugten Standplatz für sich zu ergattern. In der Hoffnung, dass ihm endlich ein guter Hirsch vor den Lauf kommen würde, teilte er ihn kurz entschlossen auf diesen Hochsitz ein. Auf einen in Sichtweite und weiter unten sich befindlichen Hochsitz schickte er einen Gast, der als guter und schneller Schütze den Rückwechsel über die Hochalm abdecken sollte. Der Scana Toni war sichtlich erfreut über die Zuteilung, und nachdem er wusste, dass dieser Trieb in etwa eineinhalb Stunden zu Ende sein würde, machte er sich mit einem wohlgemeinten

»Waidmannsheil« schnurstracks daran, den steilen Weg zum Hochsitz anzugehen.

Inzwischen hatten auch die anderen Jäger ihre Standplätze zugewiesen bekommen, und der Jäger Albert begab sich mit den Treibern zum unteren Rand des Hochwaldes, den es durchzudrücken galt. Bald ertönte das Hornsignal, das sich schwach als Echo an den Felswänden des Tales brach. Der Trieb hatte begonnen. Langsam und ohne Lärm mühten sich die Treiber den steilen Hochwald aufwärts. Mittlerweile hatte der Scana Toni seinen Platz auf dem Hochsitz auf der Münz eingenommen und genoss die fantastische Aussicht auf den Gonzen und die Bergkette vom Alvier auf der gegenüberliegenden Talseite. Wie schön es doch hier oben, weit weg vom Ärger des Alltags war, überlegte er. Keine Telefonanrufe, keine Problemlösungen, die ihm zu schaffen machten, nur tiefe Ruhe, die lediglich durch das fast monotone Rauschen vom Verkehr im Tal gestört wurde. Und da die Jagd für ihn keine Leidenschaft barg, er eher die erholsamen Stunden und den Anblick beim Ansitz schätzte und das gemütliche Schüsseltreiben danach, war er auch heute nicht so recht bei der Sache. Gedankenverloren schweifte sein Blick über das vor ihm ausgebreitete und von der Sonne hell beleuchtete Alpenpanorama, die frisch überzuckerten Bergspitzen der Glarneralpen und des Säntismassivs.

Tief unter ihm sah er den sich wie eine Schlange durch das Tal ziehenden Verlauf des Rheins und daneben auch deutlich die Landstraße, die von Triesen nach Balzers und über die Festung Luziensteig führte. Fasziniert verfolgte der Scana Toni den Verkehr auf der Straße, der sich seiner Meinung nach in den letzten Jahren beträchtlich vergrößert hatte. Dann schaute er kurz mit dem Fernglas auf den Hochsitz unter ihm, bemerkte, wie dort ein ebensolches Fernglas auf ihn gerichtet war und dann ein Arm ihm zuwinkte. »Aha, der Pauli macht sich mir bemerkbar«, dachte er, dann winkte er freudig zurück. Gleich danach stellte er sein Glas wieder scharf auf die Straße unten im Tal ein. Seine Neugier war geweckt. Eifrig versuchte er, die wie kleine Käfer auf grauem Band sich fortbewegenden Fahrzeuge zu unterscheiden und die Ladungen auf den einzelnen Lastwagen zu identifizieren. Längst hatte er den Ablauf der Drückjagd vergessen, so sehr hielt ihn der Betrieb auf der Straße gefangen. Und dann begann er zu

zählen, versuchte Ordnung in die Anzahl der sich dort unten durch das Tal drängenden Fahrzeuge zu bringen. Limousinen, Kleinlaster, Motorräder, Lastwagen und Fahrräder – ein Durcheinander, das er nun zu zählen versuchte. Dabei schnitt er nach jedem zehnten Fahrzeug mit dem Messer eine Kerbe in das Holz der Brüstung, um sicher zu gehen, dass er sich nicht verzählte.

Indessen hatte sich der Jäger Albert mit seinen Treibern langsam bergauf durch den Hochwald gekämpft. Frische Fährten und Ausrisse im Waldboden deuteten darauf hin, dass sich vor ihnen Rotwild langsam gegen die Plattawand davondrückte. Er war nun überzeugt, dass der Scana Toni zum Schuss kommen würde. Das Wild würde ihm unweigerlich und ohne Hast vor die Büchse kommen. Und so lauschte er denn nach jedem Schritt auf den erlösenden Knall eines Schusses vom Hochstand auf der Münz, der seine Annahme bestätigen würde. Nicht weit vor ihm sah er schon durch einzelne Lücken im Wald den dunklen Fels der Plattawand. Er beschloss daher dem rechten Waldrand zuzusteuern, um vielleicht noch einen Blick auf sich trollendes Rotwild zu erhaschen, wenn es sich, durch die Felswand gezwungen, über die offenen Grasflächen der Platta in Richtung Goraspitz davonstehlen würde. Schon erspähte er durch die ersten lichten Baumücken den grasigen Steilhang zur Platta, trat wenig später aus dem düsteren Hochwald und schaute gleich hoch zum Zwangspass unter den Ausläufern der Plattawand.

Er blieb wie angewurzelt stehen. Sein Puls machte einen Satz bei dem, was er jetzt sah. Fein säuberlich in einer Kolonne zogen acht Stück Rotwild gemächlich vom Hochwald kommend auf die Alpwiesen der Platta. Jäger Albert riss seinen abgegriffenen Feldstecher hoch. Richtig, dort am Ende der Kolonne tauchte ein Geweihter auf. »Ein Eissprosszehner, ein perfekter Abschusshirsch«, dachte er noch und wartete nun angespannt auf den Schuss aus der Kanzel des Hochstandes, wo der Scana Toni saß.

Aber nichts passierte. Kein Schuss zerriss die idyllische Ruhe. Das Rotwild zog ohne Hast über die Alp und drehte dann langsam in Richtung Goraspitz, wo es kurz darauf im angrenzenden Gehölz verschwand. Der Jäger Albert verstand die Welt nicht mehr. Was war passiert? Warum hatte der Scana Toni nicht geschossen? Von dessen Hochstand auf der Münz